

Panthomo-Post 1

Das PDF-Magazin des Panthomo Verlags, Münster • kostenlos • Dezember 2025



Kafka in Palästina

Am 18. September 1925 erschien in der Neujahrsausgabe bzw. Rosch-Haschanah-Nummer zweier zionistischer Zeitungen, der von Felix Weltsch herausgegebenen *Selbstwehr* und der von seinem Cousin Robert geleiteten *Jüdischen Rundschau*, eine *Die Braut des Narren* betitelte und in Palästina unter jüdischen Siedlern spielende Novelle Oskar Baums. Diese erzählt von einem Neusiedler namens Karpe, der in seiner alten Heimat vor allem dank seiner rhetorischen Fähigkeiten und gefälligen Umgangsformen eine gewisse Rolle in der zionistischen Bewegung gespielt hat, in der Siedlergemeinschaft allerdings nicht Fuß fassen kann und ein wenig respektierter Außenseiter bleibt. Da er aber auch die Sprache der Empfindsamkeit beherrscht und einzusetzen weiß, ist es ihm trotz seines geringen Status in der Gemeinschaft gelungen, eine begehrte junge Frau namens Alma zu erobern. Als er die an dem Tag, an welchem die Hochzeit stattfinden soll, abholen will, trifft er in ihrer Wohnung nicht sie, sondern ihren ehemaligen Verlobten Berwesohn an.

Mit dieser Figur, dem Antagonisten Karpes, hat Baum ein respektvoll-liebevolles, dabei aber Schwächen keineswegs aussparendes Porträt seines am 3. Juni 1924 gestorbenen Freundes Franz Kafka geschaffen. Berwesohn war dreimal mit Alma verlobt, hat also ebenso viele Ver- und Entlobungen vorzuweisen wie Kafka. Er ist ein äußerst skrupelhafter, um Ehrlichkeit und Reinheit ringender Mensch, der aber auch skurril wirkendes spleenhaftes Verhalten zeigt – in einem in Martin Bubers Zeitschrift *Der Jude* erschienenen Nachruf spricht Baum in auffallender sprachlicher Nähe zur Novelle vom »körperlich ins Spleenhalte sich auswachsenden Reinlichkeitskult« Kafkas. Mit dem verbindet die Figur noch Weiteres wie z. B. das chronische Zu-spät-Kommen, und was Kafka über die Übereinstimmungen des dem Protagonisten seiner Erzählung *Das Urteil* gegebenen Namen Bendemann mit dem eigenen Namen geschrieben hat (»Bende hat so viel Buchstaben wie Kafka und auch die zwei Vokale stehn an gleicher Stelle«), gilt ebenso für den Namen Berwesohn.

Berwesohn wird von den Siedlern wegen seiner Auffälligkeiten »der Narr« genannt, allerdings, wie der eine tiefe Abneigung gegen ihn empfindende Karpe zur Kenntnis nehmen muss, mit einem zärtlichen Beiklang. Wohl wegen seines positiven Einflusses auf die Gemeinschaft wird er sogar »geradezu« verehrt – wenigstens stellt es sich Karpe, dem dies aber unbegreiflich ist, so dar. Der Berwesohn zuteil werdenen, in Karpes Wahrnehmung an Verehrung grenzenden Zuneigung der Siedlergemeinschaft zum Trotz fehlt Baums fiktionalen Porträt des Schriftstellerfreundes das Hagiografische, das so vieler posthum über den Menschen Franz Kafka Geschriebenen anhaftet. Dies zeigt sich bereits in der Eingangsszene, wo Karpe Berwesohn in einer an die Waa gerechte angenäherten Position vorfindet: Er sitzt auf zwei Stühlen und liest in einem Kinderbuch.

1928 hat auch Max Brod dem verstorbenen Freund ein literarisches Denkmal gesetzt, mit der im Namen wieder die bewusste Verteilung von Konsonanten und Vokalen aufwei-

senden Figur Garta in dem Roman *Zauberreich der Liebe* (bei dem Titel hätte sich Kafka vermutlich der Magen umgedreht). Was Baum mit dem Kunstgriff, die dem »Narren« mit Ablehnung begegnete Figur Karpe zwischen Berwesohn und die Leserin, den Leser zu schieben, vermieden hat, ist hier in peinlich berührender Weise der Fall: Verehrung wird mit bekenntnishafter Offenheit artikuliert und obendrein, wenn z. B. von dem »gütig besorgten und doch unbestechlich ernsten Blick« Gartas die Rede ist oder »die Reinheit seiner Seele« beschworen wird, in einem sich kaum über das Niveau der Trivialliteratur erhebenden Ton.

Kafka hat, obwohl es ihm schon von seiner ausgeprägten Tendenz zur Ambivalenz her nicht möglich war, den Zionismus ganz zu seiner Sache zu machen, in seinen letzten Lebensjahren der Gedanke stark beschäftigt, nach Palästina auszuwandern, darum ist Baums Einfall, ihn dorthin zu versetzen, nicht sehr weit hergeholt. 1917 begann er, Hebräisch zu lernen, und beherrschte die Sprache bald besser als seine zionistischen Freunde. 1922 wurde die in Palästina geborene und damals achtzehnjährige Puah Ben-Tovim seine Sprachlehrerin. Diese erzählte Jahrzehnte später in einem Interview, wie Kafka sie, aus einem großen Interesse an den Lebensverhältnissen in ihrer Heimat heraus, unentwegt ausgefragt hat. Er beabsichtigte oder spielte zumindest mit dem Gedanken, sie bei ihrer Rückkehr nach Palästina zu begleiten, außerdem gab es eine von der Frau seines 1920 ausgewanderten Schulfreundes Hugo Bergmann ausgesprochene Einladung, in Jerusalem bei den Bergmanns zu wohnen. Kafkas Gesundheitszustand ließ eine Emigration aber nicht mehr zu.

In seinem Werk hat sein jüdischer Hintergrund nur wenige sichtbare Spuren hinterlassen: In einem Erzählfragment geht es um ein in einer Synagoge herumspukendes

seltsames Tier, in einem anderen begegnet der Ich-Erzähler in einer Gruft einer jungen Jüdin, zu der er sich hingezogen fühlt, und in einem dritten soll, was sich auf die Siedlungsprojekte in Palästina beziehen lässt, in einer wenig einladenden Gegend eine Stadt gegründet werden. Auch wenn von der Forschung in seinen Texten vielfältige unter der Oberfläche liegende Bezüge zum Judentum nachgewiesen worden sind, als Juden identifizierbare Figuren gibt es bei Kafka praktisch nicht und Josef K., der Protagonist seines bekanntesten Romans, *Der Prozess*, hat sogar einen eindeutig christlichen Hintergrund. Im zentralen Dom-Kapitel bekreuzigt er sich und seine Mutter ist eine eifrige Kirchgängerin. Anders als bei Kafka spielt das Judentum in Baums Werk eine nicht zu übersehende Rolle, der Autor thematisiert es in Romanen, Erzählungen, Aufsätzen und Reden. Brod schreibt allerdings in *Der Prager Kreis*, Baum sei kein Zionist gewesen, habe den zionistischen Bestrebungen aber nahegestanden. Die Siedlerbewegung in Palästina hat er noch in zwei weiteren, wie *Die Braut des Narren* in der *Selbstwehr* veröffentlichten Erzählungen thematisiert, 1924 in *Das Märchen von den zwei Welten* und 1937 in *Vergessene Saat*.



Franz Kafka (Prager Presse, 19.06.1924)

Oskar Baum und die Musik

Von Geburt an auf einem Auge sehschwach, erblindete Oskar Baum mit acht Jahren auf diesem und als Elfjähriger nach einem tödlichen Angriff durch tschechische Kinder auch auf dem anderen. Da er das Gymnasium seiner Geburtsstadt Pilsen nun nicht mehr besuchen konnte, gaben ihn seine Eltern – schweren Herzens, darf man wohl vermuten – in die Obhut des *Israelitischen Blindeninstituts auf der Hohen Warte* in Wien, wo er bis zum Ende der Schulzeit blieb. Dank seiner hohen Musikalität wie auch wohl seiner privilegierten Herkunft wurde er dort nicht wie so viele Zöglinge der Blindenschulen auf manuelle Tätigkeiten wie das Korbblechen vorbereitet, sondern erhielt eine solide musikalische Ausbildung, die 1902 mit einer staatlichen Prüfung für Klavier und Orgel abschloss. Sein Lehrer war der selbst als Kind erblindete Komponist, Pianist und Organist Josef Labor, über den er Jahrzehnte später, ohne allerdings das persönliche Verhältnis mitzuthematisieren, in dem Aufsatz *Der Blinde und die Künste* schrieb.

Nach den Wiener Jahren zog Baum nach Prag, wo seine Familie bereits seit 1899 lebte. Max Brod schreibt in *Der Prager Kreis*, er habe dort erst als Organist in einer Synagoge gearbeitet und sei dann Klavierlehrer geworden. Dies ist wohl nicht ganz richtig, denn wie aus einer vom 5. Januar 1903 datierenden Zeitungsmeldung in der *Montags-Revue aus Böhmen* hervorgeht, bot er bereits zu diesem Zeitpunkt Klavierunterricht an. Es ist hier also eher von einem Neben- als von einem Nacheinander auszugehen. Später veranstaltete Baum wie andere Prager Klavierlehrer auch einmal im Jahr ein Schülerkonzert. In einer im *Prager Tagblatt* erschienenen Besprechung des Konzerts von 1909 werden 21 Teilnehmende namentlich genannt. Er hatte also eine große Schülerschaft, brauchte die sicher auch, um seine nach der Geburt des Sohnes Leo dreiköpfige Familie ernähren zu können.

1922 wurde der mittlerweile renommierte Autor – wie es heißt, auf Wunsch des Staatspräsidenten Masaryk – Musikkritiker der ein Jahr zuvor gegründeten deutschsprachigen Tageszeitung *Prager Presse* und blieb dies bis 1938, da wurde er vor dem Hintergrund der sich mehr und mehr verschärfenden politischen Lage entlassen. Wie Max Brod schreibt, war Baum einer der angesehensten Musikkritiker in Prag. Er zeichnete sich durch eine große Offenheit allen neuen musikalischen Tendenzen gegenüber aus und versuchte den Kulturinteressierten auch Schwieriges, auf Widerstände Stoßendes wie die Atonalität und die Vierteltonmusik nahezubringen.

Ein Vertreter oder Vermittler – ganz eindeutig ist das wie auch anderes in der kleinen Geschichte nicht – der vom Kritiker Baum mit Sympathien begleiteten neuen Musik ist Dr. Gerani in der skizzenhaften Erzählung *Nach einem Erdbeben*. Diese bezieht sich, wie einer Reihe von Textsignalen zu entnehmen ist, intertextuell auf Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili*. Deren Protagonist trägt den Namen Jeronimo Rugera, der Name Gerani ist aus drei in diesem enthaltenen Silben zusammengesetzt und klingt trotz der fehlenden viersten Silbe an Jeronimo an. Rugera und Gerani sind beide junge Männer und machen sich beide nach dem Beben auf die Suche nach einer Frau, der eine auf die nach seiner Geliebten Josephe, der andere auf die nach seiner schönen Freundin Felice (auch diese Namen weisen Übereinstimmungen auf, sie bestehen beide aus drei offenen Silben und tragen den Akzent auf der zweiten). Kleists Erdbebenegeschichte geht mit der Darstellung von Unheil und Gewalt bis an die Grenzen des realistischen Erzählens, während die Baums diese in Richtung auf das Traumartig-Unwirkliche hin überschreitet. Die Schöne, die Dr. Gerani findet, in der er seine Freundin aber erst nur halb erkennt, steht auf einer hohen Säule, erscheint damit wie die christliche Gottesmutter in den Mariensäulen (auch Prag besitzt übrigens eine und

Pilsen eine Pestsäule mit Madonna) als Objekt der Adoration und zugleich – sie befindet sich in einer äußerst prekären Lage, vermag auf dem schmalen Rund kaum noch das Gleichgewicht zu halten – als Verkörperung der Fragilität menschlicher Existenz.

Hat Dr. Gerani ein reales Vorbild? Die Frage ist, da man wenig über die Figur erfährt, vielleicht nicht ganz naheliegend, da es aber in anderen Texten Baums Bezugnahmen auf reale Personen gibt, auch nicht abwegig. An böten sich der Prager Hermann Grab und der mit diesem befreundete Theodor W. Adorno. Beide waren zu dem Zeitpunkt der Veröffentlichung (März 1933) 29 Jahre alt, beide waren promoviert, waren Musiker und Musikkritiker (Adorno auch Musiktheoretiker) und »Propagandisten« der neuen Musik. Eine persönliche Bekanntschaft Baums mit dem jungen Prager Kritikerkollegen ist wahrscheinlich, und dass er die Beiträge Adornos in der renommierten Musikzeitschrift *Anbruch* zur Kenntnis genommen hat, darf vermutet werden.

In die in kleinen Kurort Zuckmantel spielende Novelle *Der letzte Ausweg* erzählt von einem jungen Komponisten und



Oskar Baum (1883 – 1941)

Dirigenten in einer psychischen und kreativen Krise. Wegen dieser sucht er in einer Kurklinik Erholung, findet die auch, kann darum endlich wieder komponieren, muss dann aber erkennen, dass seine finanziellen Mittel für die Auszeit, die er bräuchte, um seine psychische Stabilität und Kreativität dauerhaft zurückzuerlangen, nicht ausreichen. In seiner Not verfällt er darauf, eine der bürgerlichen Ehefrauen aus den Reihen der Kurgäste zu verführen und zu bestehlen. Die Novelle verweigert die Heroisierung des Schöpferischen als Verkannten, der Protagonist ist im Gegenteil jemand, der den Weg in den Kulturbetrieb bereits gefunden hat, in diesen eingespannt ist, mit dem Risiko der Überbeanspruchung, des Raubbaus an den eigenen Ressourcen, der aber funktionieren muss, um sich in einer von bürgerlicher Abgesichertheit weit entfernten Existenz behaupten zu können. Die Rettung, die am Ende eine eintreffende Honorarzahlung bringt, ändert an diesem Tatbestand nichts.

Der Ich-Erzähler in der Geschichte *Liebe ohne Anfang* stellt sich als »jungen, noch wenig aufgeführten Komponisten« vor, seine Karriere ist also anders als die des Protagonisten aus *Der letzte Ausweg* noch kaum in Gang gekommen. Er verdient darum seinen bescheidenen Lebensunterhalt mit dem Erteilen von Klavierunterricht, ist damit in der gleichen Situation wie der Autor in seinen Anfängen. In einem Schnellrestaurant, wo er aus Kostengründen täglich isst, verguckt er sich in eine dort gleichfalls regelmäßig essende Frau. Wie bemerkenswert die Geschichte als Werk eines schon vor der Pubertät Erblindeten ist, erkennt man, wenn man sie vor dem Hintergrund dessen liest, was Baum in dem Feuilleton-Text *Die ungesehene Frau* über das Sichverlieben bei Blinden sagt, wo all die Akte visueller Kommunikation fehlen, die bei Fünfsinnigen den Prozess der Annäherung steuern. Der Autor konnte bei der Schilderung des Spiels der zwischen einem Mann und einer Frau hin und her gehenden Blicke und körpersprachlichen Signale auf selbst Erlebtes nicht zurückgreifen.

Blind wie Oskar Baum ist Konrad, der junge Protagonist der Erzählung *Das fremde Reich*. Konrad ist Zögling eines Blindeninstituts und wird dort wie Baum auf der Hohen Warte musikalisch gefördert. Nach einem Generalprobenkonzert, an dem er als Organist teilgenommen hat, wird der sexuell völlig Unerfahrene von einem jungen Mädchen verführt. Ob auch Baum bereits als Schüler vor Publikum gespielt hat, ist nicht bekannt, später hat er es aber auf jeden Fall getan. So ist er z. B. im November 1906 im musikalischen Rahmenprogramm einer Veranstaltung des *Deutschen literarisch-künstlerischen Vereins in Prag* als Pianist aufgetreten (*Prager Tagblatt* vom 23.11.). Für 1906 ist auch schon ein Vortrag belegt und be-

reits da beeindruckte Baum sein Publikum (*Prager Tagblatt* vom 21.12.). Wenn er wie Konrad frühe Auftritte als Musiker hatte, waren die sicher eine gute Vorbereitung auf die spätere Lese- und Vortragstätigkeit des Autors.

Wie die Blindheit und die jüdische Herkunft hat auch der musikalische Background deutliche Spuren in Oskar Baums Werk hinterlassen. Die vier in den Auswahlband *Die Braut des Narren* aufgenommenen Erzählungen können als exemplarisch für diesen Aspekt des Œuvres gelten.

OSKAR BAUM Nach der Andacht

Im Zimmer herrschte die Beethovensonate op. 90. Majestatisch schritt sie an den Anwesenden vorbei und würdigte keinen ihres näheren Umgangs. Alle genossen sie still, wie ein bedrückendes, gefährliches Glück. – Der Spieler war so grausam, den heiteren zweiten Satz zu verheimlichen. Er stand auf. Aber eine bange, lastende Pause lang war die Sonate noch da. »Ich hätte mich sicher in Beethoven verliebt, wenn ich ihn gekannt hätte«, seufzte eine Dame. »Ja, da haben Sie recht«, meinte der Spieler grimmig, »der Mann hat viel Unglück erlebt, aber er hätte noch mehr erleben können.« Und alle freuten sich über die Prügelstrafe. – Beethoven hatte sie nicht zivilisiert.

OSKAR BAUM Zusammenhang

Satt von friedlicher Ruhe fließt der Abend durch das offene Fenster und ich lehne mich hinaus ihm entgegen. Eine stille fröhliche Hoffnung haucht von überall her. Morgen wird ein schöner Tag sein!

Drunten im Hof schreitet ein schwerer Mann mit zufriedenen Schritten und ich bin sicher, dass auch er die Neuigkeit mit jedem Zuge in seine Lunge atmet.

Da erscheint – nicht plötzlich, o nein, fast wie ein Bittsteller – ein blaufarbener Faden Seide und zieht sich schmal durch die Luft. Kommt er aus dem nahen Garten oder aus dem Fenster im Parterre? Ah, jetzt wird er greller, heller . . . Ach, das ist ja eine Violine, Mendelssohns Konzert in e-Moll. Nun liegt die Melodie klar vor mir. Ich kann jeden Ton vorhersagen und da ist alles vorbei. Zusammenhang ist Prosa, Grobheit, Armut.

Ich klinke das Fenster zu und hocke mich in die dumpfige Ecke, wo ich zuvor ein offenes Buch verlassen hatte. O der Abend und der Faden und all das Süße! Mir ist so leid darum! Was liefert man aber auch so groben Menschen die Musik aus! Er hätte leiser spielen müssen. Heute Abend durfte er nur sehr leise spielen. Er vergriff sich an der Stimmung, zerriß ihren Zusammenhang . . .

OSKAR BAUM Die wegelagernde Musik

Um jedes Haus, auf allen Straßen, Gärten, Plätzen und noch weit im Umkreis des Kurorts lagert ein geballter Dunstkreis von Musik. Glaubt man sich irgendwo tief im grünen Dunkel unter dem Schutz mächtiger Tannen- und Eichenhünen in verbürgter Menschenferne, von Gottes Träumen umfriedet, da platzt ein siegreicher Operettenschlager der letzten Wintersaison aus einem wegelagernden Hotelgarten. Klettert man vom steilen Grat über wildes Geklüft von schmeichelhafter Touristenromantik, trägt ein herbes Hochgebirgslüftchen das Oktavengewitter eines handfesten Barpianisten zum Gesäusel einer tränenvoll vibrierenden Violine aus einer »Felsenmühle« oder einem »Steigerhaus« mit »Wiener Kaffee-Düften herüber. Abends, nachts, des Tags, am Morgen singt es herzergreifend von den Ruderbooten des Sees empor – nun, was wird es wohl sein? Kaum zu erraten! – Die Lorelei!

Nirgends vertraut die Kurverwaltung dem fliegenden, unsichtbaren Summ-, Brumm- und Zirporchester, das als Begleitung der Vogelkoloraturen nur Stille zu komponieren scheint, die kurgemäße Transpiration der Seelen an. Nicht die prickelnde Säure des Walddufts, der Trinkquellen oder selbst der Bäder scheint zauberhaft unbestimmt und rätselhaft genug, den Hochmut der Preisbildung zu rechtfertigen. Das verführerisch süße Beben der Schallwellen hat bei jedem Wirt, jedem Konditor die alleinige Eignung dazu.

Erkundungsfahrten im Archipel Gutenberg

Hier eine natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebende Auflistung von Zeitungen, Zeitschriften, Almanachen, Anthologien und anderen Sammelwerken, in denen zwischen 1904 und 1941 Texte von Oskar Baum veröffentlicht worden sind. Ergänzen ließe sich eine zweite, noch sehr viel umfangreichere Liste von Druckerzeugnissen, in denen der Autor genannt wird, in Buchrezensionen, Ankündigungen und Befprechungen von Lesungen und Vorträgen, Hörfunkprogrammen usw.

Aachener Anzeiger; Allgemeine Zeitung des Judenthums; Alt-Prager Almanach; Arbeiterwille; Arbeiter-Zeitung; Arkadia; Aufbau; Badener Zeitung; Badische Presse; Banater Deutsche Zeitung; Berliner Börsen-Courier; Berliner Morgenpost; Berliner Tageblatt; Bimini; Blatt der Hausfrau; B'nai B'rith; Bonner Zeitung; Bunte Welt; Cetinjer Zeitung; Chemnitzer Tageblatt; Czernowitzter Allgemeine Zeitung; Czernowitzter Deutsche Tagespost; Czernowitzter Morgenblatt; Czernowitzter Tagblatt; Danziger Neueste Nachrichten; Das Buch der Träume; Das jüdische Prag; Das literarische Echo; Das Riff; Das Tagebuch; Das Theater; Das Wort; Das Zelt; Der Anbruch; Der Auftakt; Der Heimat zum Gruß; Der Jude; Der Kriegsblinde; Der Kuckuck; Der Mensch; Der Merker; Der neue Weg; Der österreichische Kriegsblinde; Der Schwabenspiegel; Der Strom; Der Sturm; Der Tag; Deutsche Allgemeine Zeitung; Deutsche Arbeit; Deutsche Dichter aus Prag; Deutsche Erzähler aus der Tschechoslowakei; Deutscher Blindenfreund; Deutsche Tageszeitung; Die Aktion; Die Ernte; Die Flut; Die Frau und Mutter; Die Gartenlaube; Die Kritik; Die literarische Welt; Die Literatur; Die Schaubühne; Die Stunde; Die Wahrheit; Die weißen Blätter; Die Weltbühne; Die Welt im Wort; Die Zeit; Dresdner neueste Nachrichten; Düsseldorfer Stadt-Anzeiger; Egerer Anzeiger; Frankfurter Nachrichten; Frankfurter Zeitung; Friede; Gießener Anzeiger; Grazer Vorortezeitung; Hamburger Fremdenblatt; Hannover-scher Kurier; Herder-Blätter; Internationale Literatur; Juden in der deutschen Literatur; Jüdischer Almanach; Jüdische Revue; Jüdischer Nationalkalender für die Tschechoslowakei; Jüdische Rundschau; Jüdisches Blindenjahrbuch; Jüdisches Nachrichtenblatt, Ausgabe Prag; Jüdisches Nachrichtenblatt, Ausgabe Wien; Jüdisches Volksblatt; Jüdische Zeitung für Ostdeutschland; Jung Juda; Karlsruher Tagblatt; Kleine Presse; Kölnische Zeitung; Leipziger Tageblatt; Licht und Schatten; Lübecker Nachrichten; März; Menorah; Münchner Neueste Nachrichten; Neue deutsche Erzähler; Neue illustrierte Zeitung; Neue jüdische Monatshefte; Neue Leipziger Zeitung; Neue Revue; Neues Preßburger Tagblatt; Neueste Zeitung; Neues Wiener Journal; Neue Zürcher Zeitung; Oberhausener Zeitung; Oestergaards Monatshefte; Ohligser Anzeiger; Ostdeutsche Morgenpost; Pariser Tageblatt; Prager Presse; Prager Tagblatt; Prager Theaterbuch; Rhein- und Ruhrzeitung; Salzburger Volksblatt; Saturn; Selbstwehr; Solinger Tageblatt; Sozialdemokrat; Sprossende Saat; Stuttgarter neues Tagblatt; Süddeutsche Zeitung; Tagesbote; Temesvarer Zeitung; Tschechoslowakisches Jahrbuch; Uhu; Velberter Zeitung; Velhagen & Klasings Monatshefte; Vers und Prosa; Volkswacht; Vorwärts; Vossische Zeitung; Westermanns Monatshefte; Westfälische Neueste Nachrichten; Westfälische Zeitung; Wiener Allgemeine Zeitung; Wiener Morgenzeitung; Witiko; Württemberger Zeitung.

Gefühlte Blicke

In Oskar Baums Erzählung *Das fremde Reich* wird der blinde Konrad von einem Mädchen, das ihn in eindeutiger, von dem Unerfahrenen aber nicht begriffener Absicht auf der Straße anspricht, in einer noch nie erlebten Weise gemustert (ihm ist, »als betaste man von oben bis unten an allen Stellen genau seine Haut«), warum ihm ganz unbehaglich zumute ist. Als Leser ist man irritiert, weil hier offenbar behauptet wird, dass der Protagonist trotz seiner Blindheit nicht nur das Angeschautsein an sich registriert, sondern dass sich ihm auch mitteilt, von welcher Art der auf ihn gerichtete Blick des Mädchens ist. Aber hat man damit das vom Autor Ge meinte wirklich richtig erfasst? Ist die Textstelle nicht vielmehr so zu verstehen, dass sich hier die Unsicherheit eines Jugendlichen beim ungewohnten Kontakt mit dem anderen Geschlecht in das Gefühl, kritisch gemustert zu werden, übersetzt?

Unserer Skepsis wäre mit dieser Hypothese Genüge getan, allerdings gibt es Selbstzeugnisse Oskar Baums, die nahelegen, dass es in der Stelle tatsächlich um eine Wahrnehmung Konrads geht. So erklärt der Autor in dem Text *Selbstbegegnung*, dass er auf ihm ruhende oder nach ihm gewendete Blicke deutlich spüre und dass er es, was noch erstaunlicher anmutet, auch wahrnehme, wenn ein Gesprächspartner nicht ihn, sondern seinen Begleiter anschau. Letzteres erzählt er auch noch an anderer Stelle, nämlich in dem Text *Die Augen des Publikums*. Dort sagt er außerdem, er fühle bei Lesungen deutlich den Ausdruck der auf ihn gerichteten Augen.

Das Gefühl, angeschaut zu werden, auch SBO (the sense of being observed) genannt, ist weit verbreitet, darum auch schon wiederholt Gegenstand parapsychologischer Forschungen geworden. So hat beispielsweise Rupert Sheldrake eine Reihe einschlägiger Experimente durchgeführt. Was die Beweiskraft der Ergebnisse solcher grenzwissenschaftlichen Untersuchungen betrifft, gehen die Meinungen aber bekanntlich

weit auseinander. Skeptiker haben sie noch nie dazu zu bewegen vermocht, ihre prinzipiellen Zweifel an der Existenz paranormaler Phänomene aufzugeben, während von dieser Überzeuge all diese behaupteten Phänomene als hinreichend bewiesen betrachten.

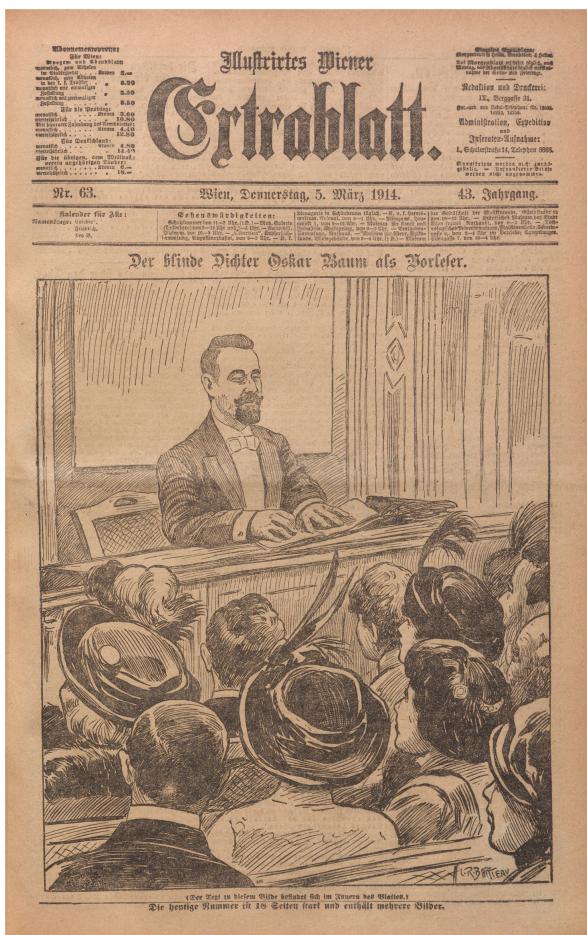
Hier soll nun nicht für eine der beiden Seiten Partei ergriffen werden, trotzdem eine von Oskar Baum berichtete Jugenderinnerung noch Erwähnung finden, die für die, welche zwar das rätselhafte Verhalten der Materie auf der Quantenebene akzeptieren, für das Paranormale in ihrer Welt aber keinen Platz sehen, sicher eine noch größere Zumutung darstellt als die Behauptung, Menschen könnten auf sie gerichtete Blicke spüren, deren Faszination sich aber die, welche die Überzeugung, dass der Physikalismus die Grenzen des Möglichen definiert, nicht teilen, kaum werden entziehen können. In *Die Träume der Blinden* erzählt der Autor, wie sich sein Bettnachbar in der Blindenanstalt wiederholt im Traum mit einem blinden Mädchen zu Treffen verabredet hat und diese nicht immer am selben, sondern an verschiedenen Orten stattgefunden haben. Und erst bei der letzten Traumverabredung hat der Bettnachbar vergeblich gewartet, da aber war, wie sich am nächsten Tag herausstellte, der Grund eine ernste Erkrankung des Mädchens.

Sollen wir uns blinde Menschen nun als Personen mit ganz besonderen, den Sehenden abgehenden oder bei ihnen nur in sehr abgeschwächter Form sich findenden Fähigkeiten vorstellen?

Manches hier Gesagte legt das vielleicht nahe, Oskar Baums Zustimmung fänden wir damit aber wohl nicht. In dem Aufsatz *Zauberei der vertauschten Sinne* widerspricht er entschieden der Vorstellung von »der übernormalen Veranlagung des Viersinnigen, dem man so gern alles einräumt, nur nicht das eine: dass er ein Duchschnittsmensch sein kann, der sich in seinem Verhältnis zur Welt vom Normalen nicht allzu sehr unterscheidet.«

Dass ein nur knapp über dreißig Jahre alter Autor auf die Titelseite einer Zeitung gelangt, kommt nicht alle Tage vor, Oskar Baum ist dies aber am 5. März 1914 glücklich und zwar nicht mit irgendeiner spektakulären, die Gemüter bewegenden Sache, sondern mit etwas, das die meisten Autoren von Zeit zu Zeit tun: Er hat vor Publikum gelesen. Und genau das zeigt die etwa zwei Drittel der Seite einnehmende Illustration auch. Man sieht Baum, wie er, in sehr aufrechter Haltung leicht erhöht sitzend und mit den Händen den Text ertastend, vor einem im Geschmack der Zeit gekleideten interessierten bürgerlichen Publikum liest. Die Zeitung, die den keineswegs zu den Stars des Literaturbetriebs zählenden jungen Prager Autor an so exponierter Stelle präsentierte, war das täglich erscheinende Illustrirte Wiener Extrablatt. Das hatte tatsächlich eine Vorliebe für Spektakuläres, die Gemüter Bewegendes. Sehr viele seiner Titelbilder zeigten dramatische Ereignisse wie Explosionskatastrophen, Lawinenunfälle und dergleichen, aber auch berührende Ret-

tungsaktionen, dazu Familientragödien und Verbrechen aus Leidenschaft. Das Bild einer Dichterlesung scheint überhaupt nicht in diesen Kontext zu passen und man fragt sich, wie es dort hingelangt ist. Darauf gibt es wohl nur eine plausible Antwort: Oskar Baum verdankte es seiner Blindheit, dass er es auf die Titelseite dieser Zeitung schaffte. Er wurde von den Blattmachern als das wahrgenommen, was er am wenigsten sein wollte: als Sensation. Der zugehörige kleine Artikel auf Seite 5 enthält denn auch manches Unangemessene, über das er sich geärgert haben dürfte. Gleichwohl ist das Bild bemerkenswert. Es könnte auf einer Fotografie beruhen, dann wäre es ein hochinteressantes Dokument. Allerdings muss es sich nicht so verhalten, die geübten Illustratoren der Zeitung verstanden es, den Eindruck der Authentizität zu erzeugen. Der Ort aber ist, was für die Fotohypothese spricht, eindeutig identifizierbar. Es handelt sich um den Sitzungssaal des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins im Wiener Palais Eschenbach.



Lesung Oskar Baums im Palais Eschenbach, Wien (03.03.1914)

Der Konstrukteur

Die ersten beiden Bücher Oskar Baums, der Novellenband *Uferdasein* und der Roman *Das Leben im Dunkeln*, erzählen von jungen Blinden und auch später thematisiert der Autor den Verlust und das Fehlen des Gesichtssinns noch einige Male, der größte Teil seiner Skizzen, Novellen, Erzählungen und Romane spielt allerdings in der Welt der Sehenden. Unternimmt es ein blinder Autor, die Erfahrungswirklichkeit Fünfsinniger zu schildern, ist er vor die Aufgabe gestellt, visuell dominierte Handlungsräume so überzeugend zu gestalten, dass der Mangel an eigener Anschauung verborgen bleibt. Wie gut dies Baum gelungen ist, erzählt er mit spürbarer Genugtuung in dem Text *Selbstbegegnung*: Bei einem anonymen Wettbewerb hat er einen unter Sehenden spielenden Roman (*G. F., der Abenteurer*) eingereicht und in der Jury, die sein Werk für auszeichnungswürdig befunden hat, ist niemandem der Verdacht gekommen, dass der Verfasser blind sein könnte. Das Erzählen ist bei ihm, wenn er sich in die ihm nicht unmittelbar zugängliche Lebenswelt der Sehenden begibt, zwangsläufig ein hoch bewusster, hoch reflektierter konstruktiver Akt und damit denkbar weit entfernt

von dem eruptiven Schreibprozess, in dem viele Texte seines Freundes Franz Kafka entstanden sind. Dem entspricht eine langsame Arbeitsweise wie auch ein wiederholtes Überarbeiten. Über beides äußert sich Baum in Briefen an Martin Buber, der zeitweilig sein Lektor war – so am 07.12.1912 und am 14.02.1914.

Ein Kabinettsstück seiner Konstruktionskunst ist die im Januar 1925 veröffentlichte kleine Skizze *Vereitelte Station*. Diese erzählt von einem Dorfbriefträger und einer jungen Bäuerin, die in einer erotisch konnotierten Beziehung konspirativer Vertrautheit zueinander stehen, bei der offenbleibt, ob sie die von der dörflichen Moral gesetzten Grenzen bereits überschritten hat. Die Figurenkonstellation der Geschichte komplettiert eine unsichtbar bleibende und nicht benannte dritte Person, der Bauer oder vielleicht auch seine Mutter. Der Text ist mit visuellen Details gespickt, während er mit einem Minimum an Wahrnehmungen aus dem Spektrum der anderen Sinne auskommt. Die Szenerie ist in das helle Licht einer nach einem Regenschauer wieder herausgekommenen Sonne getaucht, kommuniziert wird – wegen der nicht sichtbaren dritten Person – von den beiden sichtbaren Akteuren nur nonverbal. So eindeutig in der Welt der Sehenden situiert, erzählt die Skizze aber auch vom Nicht-Sehen, das sich bei Sehenden allerdings anders darstellt als bei Blinden. Die Bäuerin hält wegen der die Sicht behindernden grellen Sonne die Hand schirmend über die Augen, der Briefträger wird von einem Lichtreflex geblendet und die dritte Person bleibt einerseits hinter einem Fenster verborgen, bekommt andererseits aber von diesem Beobachterstandort aus auch manches nicht mit: Die Bäuerin weiß genau, wie und wo sie von ihr unbemerkt dem Briefträger Zeichen machen kann.

Der größte Teil des kleinen Geschichts einleitenden ersten Absatzes – Wahrnehmungen des offenbar in seinem Garten stehenden Erzählers – kehrt mit nur geringen Änderungen in der anderthalb Jahre später veröffentlichten Skizze *Vom Ende zweier glücklicher Menschen* wieder. Dort fügt er sich aber nicht organisch ein, vielmehr wirkt der Text collagiert, ein Eindruck, der durch einen das Selbstzitat heraushebenden Tempuswechsel noch verstärkt wird.

Selbstzitate finden sich bei Baum häufiger. So tauchen die ersten beiden Absätze der 1918 veröffentlichten Erzählung *Unwahrscheinliches Gerücht vom Ende eines Volksmanns* 1930 fast unverändert in der Geschichte *Die Waise* wieder

auf und ein Bild aus dem 1911 gedruckten Prosagedicht *Die Melodie der Stille* erscheint ein Jahr später im Kontext der kurzen Erzählung *Die Mutter*.

Was man durchaus als Schwäche werten könnte – schlachtet Baum, ist man zu fragen versucht, das eigene Werk aus Mangel an Einfällen oder aus Bequemlichkeit aus? –, fasziniert aber auch, wenn man die durch die Selbstzitate miteinander verbundenen Texte zusammen in den Blick nimmt. Der Anfang der Erzählung *Unwahrscheinliches Gerücht vom Ende eines Volksmanns* wird zwölf Jahre später zum Ausgangspunkt einer Geschichte mit ganz anderer Thematik und die aus *Vereitelte Station* in *Vom Ende zweier glücklicher Menschen* transponierten Sätze erscheinen dort in einem Kontext von völlig anderer Tonalität.

Die Selbstzitate lenken unsere Aufmerksamkeit vom Was auf das Wie, will sagen, auf die Gemachtheit, Gebautheit der Texte und damit auf ihren Charakter als Sprachkunstwerke. Dass er überhaupt nur konstruierend von dem ihm fehlenden Sinn dominierte Handlungsräume schaffen konnte, mag ein Grund sein, wahrum Baum Teile von Erzähltexten in andere Zusammenhänge

übernahm. Die wiederverwendeten Textteile betreffen vornehmlich Visuelles, der Autor betrachtete sie offenbar als zur Verfügung stehendes Baumaterial. Wie er sie dann in einen neuen Erzählzusammenhang einbaute, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Art und Weise, wie Caspar David Friedrich Motive aus seinen en plein air entstandenen Zeichnungen in Gemälden verwendete. Auch bei Friedrich gibt es übrigens Mehrfachverwendungen wie auch erstaunliche Änderungen des Kontextes, etwa wenn die küstennah gelegene Kloster-ruine Eldena ins Riesengebirge versetzt erscheint.

Baums Briefe an Martin Buber in Sabine Dominik: Oskar Baum (1883 - 1941). Ein Schriftsteller des »Prager Kreises«. Würzburg 1988.



Oskar Baum, in Blindenschrift schreibend (1920er Jahre)

OSKAR BAUM Vereitelte Station

Es war ein Regen. Nach tausend Gewürzen duftet der Wind. Der feuchte Garten glänzt und vom Fluss her über die Mauer steigt die Sonne heller und heißer als zuvor. Von der Gitterwand der Laube triefen schwere runde Tropfen. Wie gewaschenes Frauenhaar hängt das nasse Laub schlaff und schwer an den geneigten Ästen und die Blätter erscheinen größer. In einer Lache mitten im Kiesweg schwimmt hilflos ein Käfer.

Drüben tritt die junge Bäuerin aus dem Hause, die Hand über den Augen, und sieht herum. Es ist zu merken, dass sie keine Eile hat. Der Dorfbriefträger kommt eben auf seinem Rad unhörbar die Straße heraufgefahren. Sie lacht. Er winkt mit seiner Ledertasche. Seine Pneumatik ist braungefleckt und er selbst ist bis über die Knie mit Kot bespritzt. Er gibt ihr keinen Brief. Er will vom Rade steigen. Sie schüttelt aber den Kopf und hält den Finger an den Mund. Er macht ein langes Gesicht. Der blitzende Widerschein der Sonne aus einem Fenster fällt ihm blendend in die Augen. Er wendet sich verdrossen. Jemand ruft aus dem Haus. Der Briefträger murrt. Die Bäuerin zuckt schmollend den Mund und geht zum Hause zurück. Vor der Tür schreibt sie aber mit der Hand in der Luft, zwinkert mit den Augen und verschwindet. Schmunzelnd sieht er ihr nach und fährt weiter. Glatt und glänzend läuft die runde Rinne hinter ihm drein, die das lautlose Rad in den Kot zeichnet.

OSKAR BAUM
Liebe ohne Anfang

Vielleicht kann man mit ganz reiner, ganz heiliger Liebe nur Menschen lieben, die man nicht näher kennt. Früher dachte ich, es sei eine Schwäche der Sprache, dass das Wort Liebe so vielartige Empfindungen und Beziehungen einschließt: Don Juan ebenso wie die ekstatische Andacht Dantes, der seine Beatrice nur von fernem, seltenem Anblick kannte. Aber ich habe nun selbst erfahren, dass es nur verschiedene Stufen sind.

*

Täglich gehe ich, auch wenn ich nicht in unmittelbarer Nähe beschäftigt bin, in dasselbe Automaten-Buffet zu Mittag essen. Nicht nur weil der Magen eines jungen, noch sehr wenig aufgeführten Komponisten für die großzügigen Portionen und kleinen Preise dankbar ist, sondern weil man sich dort aus dem dichten lärmenden Fütterungsgedränge und wilden Geschirrgeklapper in ein stilles Hinterzimmer zurückziehen kann, wenn man den weiteren Weg mit beladenem Teller in der Hand nicht scheut. Dort kann man an weißgedeckten Tischen zwischen gedämpften Unterhaltungen und rücksichtsvollem Verhalten Gleichempfindender sich in versunkene gute Zeiten zurückversetzt wähnen.

Der Liebreiz des zarten Geschöpfs, von dem ich erzählen will, lag nicht so sehr in den feingeschnittenen Zügen, in dem ebenmäßig gebauten Figürchen als in der Anmut jeder Bewegung, der Frische und Leichtigkeit, die über ihrem Wesen lag, der seltenen Mischung von Freiheit und Zuverlässigkeit, die aus ihren Augen, aus ihrem Gang, aus den kleinen, weißen und doch so ausdrucksvollen Händen sprach, die ich gern beobachtete, wenn sie nach dem Essen noch eine Weile verträumt dasaß, mit dem Verschluss ihres Täschchens oder ihrer Zigarette spielte. Bei ihrem Anblick fiel mir zum ersten Male ein, dass es zweierlei Menschen gibt, die sich unverwechselbar unterscheiden: die harmonischen und die disharmonischen, die aufgeschlossenen, empfangsreudigen und die in das kleine Rad ihrer praktischen Vorteile unerlösbar eingespannten. Es scheint unmöglich und muss doch wohl so gewesen sein, dass ich ihr schon oft begegnet war, ohne dass mir ein besonderer Eindruck bewusst wurde. An ihrem Lächeln merkte ich es, als sie mich am Buffet zum ersten Male so kameradschaftlich warnte. Wir kamen beide immer etwas spät; sie wohl aus einem nahen Kontor, ich von meinen Klavierstunden. Das hatte den Vorteil, dass der ärgste Rummel vorbei war, und den Nachteil, dass man sich darauf verstehen musste, welche Speisen schon abgestanden waren. »Nein, nein«, sagte sie neben mir lauter als nötig und wies auf die Kartoffeln, die ich eben zu meiner Kalbsstelze wählen wollte. »Mir keine Kartoffeln, besser Salat!«

Wir sprachen nie miteinander, aber wenn einer sich verspätete, tändelte der andere, saß und rauchte, bis der Nachzügler eintrat. Dann gingen die Blicke schüchtern hinüber und herüber, ein Lächeln oder ein Stoßseufzer, den Grund der Verspätung andeutend – mehr nicht. Manchmal wollte ich beim Gruß im Vorbeigehen stehen bleiben und ein Wort an sie richten, aber ich fühlte, dass etwas in ihr dem ängstlich widerstrebe, und so ging ich weiter. Der Zufall wollte, dass wir nie am gleichen Tisch saßen. Oder war es kein Zufall? Dagegen fand sich immer ein Plätzchen am Nebentisch.

Es ging gegen den Sommer zu, wo sich die Musikstunden immer mehr verlaufen. Ein Schüler spielt lieber Tennis, einer geht schon aufs Land, der dritte hat zu viel für die Schlussprüfungen in der Schule zu lernen. So musste ich in der Wahl am Buffettisch immer vorsichtiger werden und es zuweilen bei Suppe und Brot bewenden lassen. Da ergab sich einmal die glückliche Gelegenheit einer notwendigen Annäherung. Es gehörte zu ihrer unwillkürlichen Menschenfreundlichkeit, dass sie immer das Geld für die Kassa vorbereitete, weil es da einen Andrang gab. Einmal nun erschrak sie nicht wenig, als sie vom Tisch aufstand und entdeckte, dass sie ihr Portemonnaie zu Hause vergessen hatte. Ratlos stand sie.

Gab es aus solcher Verlegenheit ein Entrinnen? Sie sah auf die durchlochte Karte in ihrer Hand hinab. Mit der ließ man sie hier nicht aus dem Haus. Ich trat lächelnd zu ihr. Aber wie sich zeigte, hatte auch ich nicht genug bei mir. Zufällig. Es war merkwürdig, dass das die Situation erleichterte. Wir lachten beide sehr. Ich ließ meine Armbanduhr zum Pfand für die kleine Rechnung an der Kassa zurück. »Ich werde es nachher im Vorbeigehen ordnen«, sagte ich, »ich wohne nicht weit.«

Am nächsten Tag kam sie nicht. Auch am übernächsten nicht. Krank? Natürlich. Sie hatte vordem hier kaum an einem Wochentag gefehlt. Ich erinnerte mich, dass sie an jenem Tag auffallend zerstreut und erregt gewesen war. Da hatte sie gewiss schon Fieber. Ich war aufs Äußerste beunruhigt. Täglich kam ich früher und blieb länger. Die Hoffnung, dass vielleicht die Mittagspause in ihrem Kontor verlegt worden war, verging.

Einmal trat ein Mann an meinen Tisch, der vorher schon suchend durch den Raum gegangen war, und fragte, ob ich es wäre, dem seine Frau einen Betrag schuldig geblieben sei. Er erkundigte sich nach der Höhe des Betrags – wohl um zu erproben, ob er nach der Beschreibung den Richtigsten gefunden hatte – und bat im Namen seiner Frau um Verzeihung. Ihr Kind sei an jenem Tag erkrankt, erklärte er, die Krankheit scheine langwierig zu werden und sie wisse nicht, wann sie wieder herkommen könne. Darum habe sie ihn beauftragt, die Schuld zu begleichen. Was würde der Herr denn sonst von ihr denken?

Der Mann war sehr übel gelaunt. Er hatte einfache Frequenz in seinem Amt, hatte um Erlaubnis bitten und sich vertreten lassen müssen, um zu dieser Stunde hier zu sein. Die Frau sei so übertrieben, grollte er. Sie röhre sich nicht vom Bett des Kindes, wolle es nicht, wie der Arzt rate, ins Spital geben – Vorurteil aus besseren Zeiten! Ihr Chef habe ihm jetzt eben erklärt, er könne nicht so lange warten, müsse sich nach Ersatz umsehen. Und wenn die Aushilfskraft gut eingearbeitet sein würde, würde er sie gewiss nicht ohne weiteres entlassen. Wie leicht konnte die Frau also ihren Posten verlieren, einen ausgezeichneten Posten. Was dann?

Ich war so betreten, dass mir erst, als er wieder fort war, einfiel, dass ich nicht nach ihrem Namen gefragt hatte. Unfasslich war es, dass ich immer noch nicht wusste, wer sie war, wo sie wohnte. Und es wäre doch ein Leichtes gewesen, ja die selbstverständliche Höflichkeit, Teilnahme zu bezeugen und nach den näheren Umständen zu fragen. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Bisher. Ich gebe die Hoffnung nicht auf. So grausam kann das Leben nicht sein. Ich habe eine klare und feste Vorstellung davon, wie sie über alles denkt. Es liegt in ihrem Bild, das mir vorschwebt. Was mir auch begegnet, welche Menschen ich kennenerne – ihr Urteil läuft neben dem meinen mit. Ich kann nicht mehr empfinden und denken ohne dies Geleite. Und es tut ihrer Erscheinung keinen Eintrag, ja zu allem anderen passt das Unwahrseinliche, dass dieses zarte Geschöpf Frau und Mutter ist.

OSKAR BAUM
Gespenster

Der Tag ist tot; wir sitzen bang,
als sei ein Mörder unter uns.
Und durch die dumpfe Stille tönt
ein naher leiser Quellensang.

Wir sitzen um den Gartentisch;
wir Freunde sind uns lang schon gut.
Die Luft ist müd und mancher denkt:
»Was jetzt der andern Seele tut?«

In stummer Runde fühlen wir,
wie fremd uns auch der Liebste bleibt,
und fröstelnd ist das Grauen hier.
Wer spricht das Wort, das es vertreibt?

Franz Kafka: Der Graf saß beim Mittagessen

Feldarbeiter fanden, als sie abends nach Hause gingen, unten auf der Straßenböschung einen alten, ganz zusammen gesunkenen Mann. Er duselte mit halb offenen Augen. Er machte zuerst den Eindruck eines schwer Betrunkenen, er war aber nicht betrunken. Auch krank schien er nicht zu sein, auch nicht von Hunger geschwächt, auch vom Wandern nicht müde, wenigstens schüttelte er zu allen solchen Fragen den Kopf. »Wer bist du denn?«, fragte man ihn schließlich. »Ich bin ein großer General«, sagte er ohne aufzuschauen. »Ach so«, sagte man, »also das ist dein Leiden.« »Nein«, sagte er, »ich bin es wirklich.« »Natürlich«, sagte man, »wie solltest du es denn sonst sein?« »Lacht, wie ihr es versteht«, sagte er, »ich werde euch nicht strafen.« »Aber wir lachen doch nicht«, sagte man, »sei, was du willst, sei Obergeneral, wenn du willst.« »Bin ich auch?«, sagte er, »ich bin Obergeneral.« »Nun siehst du, wie wir das erkannt haben. Aber das kümmert uns nicht, wir wollten dich nur darauf aufmerksam machen, dass es in der Nacht stark frieren wird und dass du deshalb von hier fortgehn sollst.« »Ich kann nicht fortgehn und ich wüsste auch nicht, wohin ich gehn sollte.«

»Warum kannst du denn nicht gehn?«

»Ich kann nicht gehn, ich weiß nicht warum. Wenn ich gehn könnte, wäre ich ja im gleichen Augenblick wieder General in mitten meines Heeres.«

»Sie haben dich wohl hinausgeworfen?«

»Einen General? Nein, ich bin hinuntergefallen.«

»Von wo denn?«

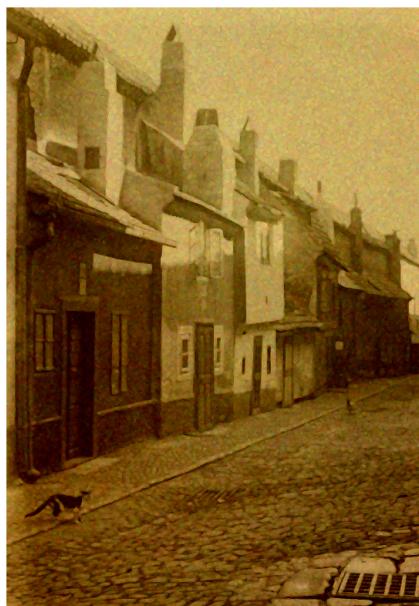
»Vom Himmel.«

»Von dort oben?«

»Ja.«

»Dort oben ist dein Heer?«

»Nein. Aber ihr fragt zu viel. Geht fort und lasst mich.«



Die Alchimistengasse 1914. Im Haus links schrieb Kafka.

Endlich gelang es unsren Truppen, beim Südtor in die Stadt einzubrechen. Meine Abteilung lagerte in einem Vorstadtgarten unter halb verbrannten Kirschbäumen und wartete auf Befehle. Als wir aber den hohen Ton der Trompeten vom Südtor hörten, konnte uns nichts mehr halten. Mit den Waffen, die jeder zunächst fasste, ohne Ordnung, den Arm um den Kameraden geschlungen, »Kahira, Kahira«, unsren Feldruf, heulend, trabten wir in langen Reihen durch die Sümpfe zur Stadt. Am Südtor fanden wir schon nur Leichen und gelben Rauch, der über dem Boden schwelte und alles verdeckte. Aber wir wollten nicht nur Nachzügler sein und wendeten uns gleich in enge Nebengassen, die bisher vom Kampf verschont geblieben waren. Die erste Haustür zerbarst unter meiner Hacke, so wild drängten wir in den Flur ein, dass wir uns zuerst umeinanderdrehten. Ein Alter kam uns aus einem langen leeren Gang entgegen. Sonderbarer Alter – er hatte Flügel. Breit ausgespannte Flügel, am Außenrand höher als er selbst. »Er hat Flügel«, rief ich meinen Kameraden zu und wir Vordern wichen etwas zurück, soweit es die hinten Nachdrängenden erlaubten. »Ihr wundert euch«, sagte der Alte, »wir alle haben Flügel, aber sie haben uns nichts genutzt, und könnten wir sie uns abreißen, würden es.« »Warum seid ihr nicht fortgeflogen?«, fragte ich. »Aus unserer Stadt hätten wir fortfliegen sollen? Die Heimat verlassen? Die Toten und die Götter?«

Der Graf saß beim Mittagessen, es war ein stiller sommerlicher Mittag. Die Tür öffnete sich, aber diesmal nicht für den Diener, sondern für Bruder Philotas. »Bruder«, sagte der Graf und erhob sich, »wieder seh ich dich, den ich so lange schon nicht mehr im Traume sah.« Eine Scheibe der Glastür, die auf die Terrasse führte, brach in Stücke und ein Vogel,

rotbraun wie ein Rebhuhn, aber größer und langschnäbiger, flog ins Zimmer. »Warte, den habe ich gleich«, sagte der Bruder, schürzte mit einer Hand die Kutte und haschte mit der andern nach dem Vogel. Gerade kam der Diener herein, mit einer Schüssel schöner Früchte, in die nun der Vogel, ruhig sie in kleinen Kreisen umfliegend, kräftig hackte.

Wie erstarrt hielt der Diener die Schüssel und sah nicht eigentlich erstaunt auf die Früchte, den Vogel und den weiter Jagd machenden Bruder. Die andere Tür ging auf und es kamen Dorfbewohner mit einer Petition, sie baten um Freigabe einer Waldstraße, die sie zur bessern Bewirtschaftung ihrer Felder benötigten. Aber sie kamen zu unrechter Zeit, denn der Graf war noch ein kleines Schulkind, saß auf einem Schemel und lernte. Der alte Graf war allerdings schon tot und so hätte der junge regieren sollen, aber so war es nicht, es war eine Pause in der Historie und die Deputation ging daher ins Leere. Wo wird sie enden? Wird sie zurückkommen? Wird sie rechtzeitig erkennen, wie die Dinge stehn? Der Lehrer, der auch teilnahm, tritt schon aus der Gruppe und übernimmt des kleinen Grafen Unterricht. Mit einem Stecken schiebt er alles vom Tisch hinunter, was dort war, zieht ihn mit der Fläche nach vorn als Tafel in die Höhe und schreibt darauf mit einer Kreide die Ziffer 1.

Es war keine Gefängniszelle, denn die vierte Wand war völlig frei. Die Vorstellung, dass auch diese Wand vermauert sein oder werden könnte, war entsetzlich, denn dann war ich bei dem Ausmaß des Raumes, der ein Meter tief war und nur wenig höher als ich, in einem aufrechten steinernen Sarg. Nun, vorläufig war sie nicht vermauert, ich konnte die Hände frei hinausstrecken, und wenn ich mich an einer eisernen Klammer fest-

hielt, die oben in der Decke stak, konnte ich auch den Kopf vorsichtig hinausbeugen, vorsichtig allerdings, denn ich wusste nicht, in welcher Höhe über dem Erdboden sich meine Zelle befand. Sie schien sehr hoch zu liegen, wenigstens sah ich in der Tiefe nichts als grauen Dunst, wie auch übrigens rechts und links und in der Ferne, nur nach der Höhe hinschien er sich ein wenig zu lichten. Es war eine Aussicht, wie man sie an einem trüben Tag auf einem Turm haben könnte. Ich war müde und setzte mich vorn am Rand nieder, die Füße ließ ich hinunterbaumeln. Ärgerlich war es, dass ich ganz nackt war, sonst hätte ich Kleider und Wäsche aneinandergeknotet, oben an der Klammer befestigt und mich außen ein großes Stück unter meine Zelle hinablassen und vielleicht manches auskundschaften können. Andererseits war es gut, dass ich es nicht tun konnte, denn ich hätte es wohl in meiner Unruhe getan, aber es hätte sehr schlecht ausgehen können. Besser nichts haben und nichts tun.

In der Zelle, die sonst ganz leer war und kahle Mauern hatte, waren hinten zwei Löcher im Boden. Das Loch in der einen Ecke schien für die Notdurft bestimmt, vor dem Loch in der andern Ecke lag ein Stück Brot und ein zugeschraubtes kleines Holzfässchen mit Wasser, dort also wurde mir die Nahrung hereingesteckt.

Die Reihe Literatur für Deutsch Lernende will der Dominanz des Krimigenres im Bereich der Lernerliteratur etwas entgegensetzen und um den Erwerb der deutschen Sprache sich Bemühenden anspruchsvolle Literatur zugänglich machen. Der die Reihe eröffnende Kafka-Band ist für Lernende ab der Niveaustufe B2 geeignet. Er enthält eine Auswahl kurzer Prosa, eine Einführung zur Person und zum Werk sowie Wörterklärungen.

Zeitgenossen über Oskar Baum

Die Persönlichkeit des Vortragenden, dem zum großen Teile eigene Lebenserfahrung den Stoff zu seinen hochinteressanten Ausführungen lieferte, verfehlte nicht, das Publikum gleich zu Beginn des Vortrags in eine andächtige, feierliche Stimmung zu versetzen, die sich im Laufe des Abends zur Bewunderung des blinden Redners steigerte, der durch die enorme Vielseitigkeit seines Wissens, durch seine gründliche Belesenheit, die zahlreichen Bemerkungen und scharfen Beobachtungen, die er in die Rede einflocht, geradezu verblüffte.

Die Erziehung des Blinden und seine Stellung in der modernen Gesellschaft, Vortrag von Oskar Baum (Prager Tagblatt, 21.12.1906)

Alljährlich führen die Prager Klavierlehrer einem größeren Publikum die Resultate ihrer musikalischen Pädagogik vor und naturgemäß haben diese Veranstaltungen stets einen sehr starken Besuch zu verzeichnen. Die Produktion des als Musiklehrer wie auch als Schriftsteller wohlbekannten Herrn Oskar Baum hatte gestern nicht nur in Hinsicht auf die Frequenz – ein zahlreiches Publikum füllte den Festsaal des Handwerkervereins –, sondern auch dank der Vortrefflichkeit der gebotenen Leistungen einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen.

Schülerproduktion des Klavierlehrers Oskar Baum (Prager Tagblatt, 22.04.1909)

Es sei noch eines betont: das Verdienst, welches sich Baum um die Entwicklung der Sprache erworben hat. Die Ausschaltung des Gesichtssinnes bei Beschreibungen von Dingen und Menschen hat ihn eine Ausdrucksform schaffen lassen, die oft zauberhafte Wirkungen hervorbringt. (...) Baums Kunst ist jung, entwicklungsstark. Ihm droht nicht das Schicksal des Zöglings Piatini, der einen Venuskopf modellierte und zur Einsicht kam, dass er nur sich, immer nur sich darzustellen vermochte.

Otto Pick: Oskar Baum, ein blinder Dichter (Der Morgen, 18.07.1910)

Bubi kritzelt auf der Schiebertafel. Ein Strich hinauf, ein Strich schief hinunter, ein Punkt, noch zwei unsichere, aber kraftvoll geführte Striche – und der Soldat ist fertig, »der 'dat«. Bubi ist zufrieden. Er watschelt zur Mama und zeigt ihr das Meisterwerk, dann zu dem fremden Herrn, der neben dem Klavier sitzt, dann zu der Dienstmagd, die sich vertraulich mit ihrem Strickstrumpf an die Tür des urgemütlichen Wohnzimmers gestellt hat. Nur zu Papa geht Bubi nicht. Das weiß Bubi schon, dass er dem nichts zeigen kann. Papa sitzt mit weit geöffneten Augen am Tisch und lächelt über seinen kleinen blonden Bubi. Das heißt, Papa weiß gar nicht, dass Bubi blond ist, er hat es nie gesehen. Sonst aber kennt Papa alle Reiche und Herrlichkeiten dieser Welt und sein Beruf ist, sie zu schildern. Papa ist ein Dichter und Papa ist blind.

Der junge Familienvater, den ich gesehen habe, wie er in seiner Wohnung beim Prager Stadtpark lächelnd und breit an seinem Tische saß, heißt Oskar Baum.

Baptist: Eine Stimme aus dem Dunkel (Berliner Tageblatt, 17.04. 1912)

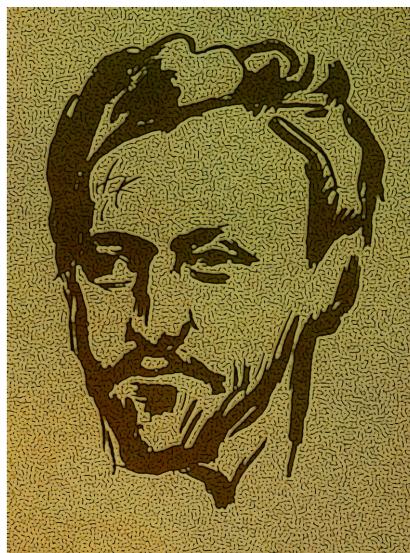
Eine merkwürdige Impression haben wir gestern Abend im Salon Heller empfangen. Am Lesetischchen saß ein hübscher, sympathisch anmutender junger Mann, den Kopf ständig in die Höhe gehoben, die Augen in die Ferne gerichtet, wie ein Horchender, die Hände aber anhaltend auf der Tischplatte, denn er las mit den Fingern aus dicken braunen Papierheften, über deren Zeilen in Braillicscher Blindenschrift seine sehr gepflegten Finger hin und her glitten. Das war der

deutschböhmische Dichter Oskar Baum, von dem wir schon so mancherlei gehört haben.

Der blinde Dichter Oskar Baum (Neues Wiener Tagblatt, 26.02.1914)

Der Erfolg der intimen Vorstellung des blinden Prager Dichters Oskar Baum im Kunstsalon Heller gibt der Konzertdirektion Hugo Heller Veranlassung, diese interessante dichterische Individualität weiteren Kreisen durch eine öffentliche Vorlesung mit völlig neuem Programm zugänglich zu machen, die zu populären Preisen am Dienstag, den 3. März, abends halb 8 Uhr im Festsaale des Ingenieurvereins, 1. Bezirk, Eschenbachgasse, stattfinden wird.

Theater und Kunstrnachrichten (Neue Freie Presse, 27.02.1914)



Ulrich Kölker: Oskar Baum (nach Friedrich Feigl)

Oskar Baum trug gestern abends im Architektenvereinssaale eigene Dichtungen vor – er las sie mit der Hand von der Blindenschrift ab, das schmale, bärige Antlitz wie entrückt, wie erhellt von einem starren, doch unendlich innigen Lächeln. Eine zage, zarte Schönheit ist den Werken des seines Augenlichtes beraubten jungen Prager Poeten eigentümlich, in denen, wie in einer blassfarbigen Vorfrühlingslandschaft, alles Gewaltsame, Grelle fehlt und die größteils vom Dasein Blinder erzählen.

Vortrag Oskar Baum (Die Zeit, 04.03.1914)

Dies ist sein Eigentlichstes, Intensivstes: dass er in der Lust des Aufbauens zu einer vollen Freiheit, zu einem scheinbar mühelosen Sieg über sein Gebrechen, zur vollen Ausschwingung seiner Gestaltungsmöglichkeiten kommt. Die Konsequenz, mit der er sich nicht in irgendeinen Lebensvorfall, sondern in das ganze Schicksal seiner Figuren einlebt, in ihre finanzielle und psychologische Situation, in ihre Beziehungen zu einem sehr großen

Menschenkreis, in ihr Land und ihre Zeit: das macht ihn zum wahrhaft großen Erzähler. »Die Lust zum Fabulieren« mag sich zu einem Teil von seiner Blindheit herschreiben: aber dieses In-die-Tiefe-und-in-die-Breite-Gehn, das ist sein ganz besonderer seelischer Besitz.

Max Brod: Notiz zum Schaffen Oskar Baums (Die Freistadt, Heft 4, Juli 1914)

Von dem Prager Erzähler Oskar Baum redet man immer nur, um ihn den blinden Dichter zu nennen und seine Kunst zu bewundern wie eine schwierige Leistung im Zirkus. Dabei ist er, den man nur als eine Nummer im Spezialitätenprogramm kennt, unter den deutschen, gar unter den österreichischen Erzählern einer der reifsten, einer der phantasiereichsten. Er ist auch keineswegs beschränkt auf ein einziges Thema; so dankbar man ihm für seine vielen guten Bücher über das Problem der Blindheit sein muss, so ist er doch auch in einer weiteren Welt völlig zu Hause; sein Geist hat Augen genug.

Richard A. Bermann (Arnold Höllriegel): Zwei Erzählungen von Oskar Baum (Die Zeit, 26.05.1918)

Geräuschloser, weniger ungestüm etablierte sich der Kreis jener, die wirklich arbeiteten. Da war Oskar Baum, der blinde Erzähler, der erst kürzlich in der Bücherei »Der jüngste Tag« des Kurt Wolff Verlages zwei Novellen erscheinen ließ, die auf eine überraschende, noch ungekannte Weise dem Mechanismus der Geschehnisse nachforschen. Bei ihm und seiner tapferen Frau, die nach den Wirtschaftssorgen des Tages den langwierigen Kunstgesprächen des Abends herhaft die Stirn bot, fanden sich die Dichter ein, die den Prager Kurs bestimmten. Hier las Max Brod den Roman »Tycho Brahes Weg zu Gott« aus dem Manuskript vor, hier vertraute Franz Kafka, der junge Klassiker des Stils, seinen Freunden zuerst die

abstrusen Mysterien seiner »Verwandlung«, jener bis zum Ungeheuerlichen bildhaften Groteske, die eine phantastische Begebenheit mit realistischer Treue durchempfindet.

Paul Leppin: Prager Dichterschule (Die Zeit, 10.08.1918)

Ich habe zum letzten Mal Werke dieses blinden Prager Dichters vor dem Kriege gelesen; als mir nun in diesen Wochen seine neuen, in den zwei letzten Jahren erschienenen Bücher bekannt wurden, waren sie mir eine Überraschung. Die zuversichtliche Versonnenheit, die vertrauensvolle Güte, die Oskar Baums frühere Geschichten ausgezeichnet haben, waren kaum mehr zu merken. Die Erschütterungen des Krieges und der Revolution haben die Probleme Baums geweitet, haben seiner Phantasie einen weiteren Flügelschwung verliehen und seiner Sprache neue Ausdrucksmöglichkeiten, ohne sie aber in die geballten Knalleffekte expressionistischen Stiles verfallen zu lassen.

Hans Kohn: Oskar Baum (Jüdische Rundschau, 27.01.1922)

»Seelenkonflikte eines europäischen Juden.« Über dieses fesselnde Thema spricht heute Abend um 20 Uhr im großen Uraniasaal Oskar Baum. Das so seltene Erscheinen des beliebten Dichters am Vorlesepunkt ist für das geistige Prag immer ein Ereignis. Das Thema, das er wählte, darf bei seiner tiefgründigen Art und unerschrockenen Ehrlichkeit ganz besonderes Interesse beanspruchen.

Vortrag Oskar Baums (Prager Presse, 23.02.1922)

Es saßen an diesem Tisch viele fluktuierende Erscheinungen. Mitläufer und Plauderer aller Art und Menschen, die in der Literatur dilettierten und noch heute dilettieren. Aber einige feste Größen sind geblieben und sind noch heute von Beweiskraft für den Wert der damaligen Diskussion. Oskar Baum, der weise gütige Versteher, lebhaft und beteiligt an allen Ideen und Schicksalen. Paul Leppin, Paul Kornfeld, Ernst Feigl erschienen zuweilen, Ernst Weiß, die dunkelstimmige Rahel Sansara nachschleppend, ewig mit sich selbst, seinem Schicksal und der Welt hadernd, ließ den Prosaisten von Bedeutung ahnen.

Johannes Urzidil: Café Arco (Prager Tagblatt, 06.12.1925)

Das Interesse der deutschen Jugend Prags an wesentlichen literarischen Darbietungen wird weder im Theater noch an den von kommerziell orientierten, in Kunstdingen oft genug bedenklich danebengreifenden bürgerlichen Bildungsvereinen Veranstalteten Rezitationsabenden in wünschenswerter Weise befriedigt. Umso erfreulicher das offenkundige Verständnis, das man Baums naturgemäß bedächtiger, nachdrücklich pointierender Vorlesung seiner eigenartigen, manches seelische Halbdunkel wie mit einem Reflektor bestrahenden novellistischen Studien entgegenbrachte.

Otto Pick: Vorlesung Oskar Baum (Prager Presse, 25.04.1926)

Der blinde Dichter Oskar Baum las am Dienstag im bunten Vortragssaal des Sturm aus seinen Werken. Seine schlanken nervösen Fingerspitzen ließen die Punktschrift lebendig werden, die für ihn seine Arbeit festhält. Eine sympathische Erscheinung mit durchgeistigtem Gesicht und einem feinen Gefühl, das ihn nie die Verbindung mit den aufmerksamen Zuhörern verlieren ließ. Ein Seher mit starkem inneren Gesicht, der so viele Sehende erst ein Stückchen ihrer Welt sehen lehrt.

Oskar Baum als Vorleser (Vorwärts, 18.11.1926)

Der aus der Fülle erdnaher gründlicher Phantasie schaffende Prager Dichter las am Sonntagvormittag in der »Bücherstube« fesselnde Abschnitte aus seinen neuen Prosawerken »Drei Frauen und ich«, »G. F., der Abenteurer«, »Es geht so auch« sowie das als Vorstudie zu seiner Tragikomödie »Der pünktliche Eros« gedachte Gedicht in Prosa vom »Ende zweier glücklicher Menschen« einem erlesenen Auditorium vor.

Vorlesung Oskar Baum (Prager Presse, 30.01.1928)

Der Name Oskar Baum hat einen ausgezeichneten literarischen Klang, freilich mit einem ganz besonderen ergreifenden und rührenden Nebenton. Denn man weiß, dass der Dichter dieser spannenden und erstaunlicherweise wirklich farbigen Romane ein Blinder ist, und seit seinem ersten Buche, seit fast zwanzig Jahren beschäftigt seine Freunde das außerordentliche Phänomen, wie aus immer erneuteten Quellen der seit Jahrzehnten von der lebendigen Anschauung Abgesperrte immer wieder schöpferisch Menschen und Visionen uns nahebringt.

Stefan Zweig: Nachwort zu Oskar Baum: Nacht ist umher (Reclam Verlag, Leipzig 1929)

Häufig ist es so, dass erst die Begegnung mit einem Menschen die Sehnsucht nach der Stadt in das Bewusstsein ruft, aus der er kam und in der er beheimatet ist. So hegte ich zwar schon seit Jahren unverbindlichen Wunsch, die Stadt Prag zu sehen, die meinem kunsthistorischen Interesse wie dem Erlebnishunger des Schriftstellers die seltensten Eindrücke versprach – doch reifte dieser Wunsch erst zum bündigen Entschluss, nachdem mir vor etwa zwei Jahren in meiner Heimatstadt Berlin der Prager Dichter Oskar Baum begegnet war, dessen einzigartige Persönlichkeit mich das Einzigartige und Besondere im Wesen seiner Heimatstadt erahnen ließ: das feine, wissende Lächeln eines Menschen von alter, formvollendet Kultur, die edle Bändigung einer liebenswürdigen bizarren und sinnenfrohen Phantasie im Gewölbe einer vollendet ausgerundeten Stirn . . . und in der Stimme jene melancholische Melodik, die wohl überall dort vernehmbar ist, wo Ströme verschiedenartigen Blutes und Schicksals einander vermischen.

Günther Birkenfeld: Prager Impressionen (Prager Presse, 25.12.1930)

Nach einer soeben eingetroffenen Nachricht ist Oskar Baum, 58 Jahre alt, in Prag gestorben. Baum, von Beruf Musiker, ist in seiner Jugend erblindet und hat in mehreren Werken den Reichtum der inneren Welt dargestellt, in der das Leben des Blinden sich darstellt. (...) Baum war eines der aktivsten Mitglieder eines literarischen Freundeskreises in Prag, dem u. a. Max Brod, Franz Kafka, Felix Weltsch angehörten. Nicht nur wegen seiner literarischen und künstlerischen Qualitäten, sondern auch wegen seiner menschlichen Eigenschaften und seiner Herzenswärme war Baum allgemein beliebt. Seine vielen Freunde, von denen ein nicht unerheblicher Teil heute in Palästina lebt, werden die Nachricht von seinem Ableben mit tiefer Trauer aufnehmen. Das Mitgefühl wendet sich auch dem in Jerusalem wohnenden Sohn zu.

Hugo Bergmann: Oskar Baum (Mitteilungsblatt der Hitachdut Olej Germania we Austria, 21.03.1941)

Man ehrt das Andenken Oskar Baums wohl am besten, wenn man sagt: Sein größtes Kunstwerk war sein Leben – das Leben eines blinden, jedoch strahlend von innen erhellten Menschen, klar, weltoffen und ohne Bitternis, der ein in seltener Innigkeit und Harmonie liebender Gatte und Vater war.

Nachruf auf Oskar Baum (Der Bund, 09.04.1941)

Anfang März 1941 ist Baum an den Folgen einer Operation in Prag, das schon unter Naziregime stand, gestorben. »Er wurde in einem Ehrengrab beigesetzt« – heißt es in dem Bericht, den ich bekam. Und der Bericht schließt mit den Worten: »Wir haben hier einen großen Weisen verloren.«

Max Brod: Der Prager Kreis (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1966)

Meine Frau sagte mir eben, Kafka habe ihr einmal gesagt, er liebe von allen seinen Freunden Oskar Baum am meisten, weil er von allen der heiterste sei. Und dies war wirklich so. Wenn mich etwas drückte, so besuchte ich Baum in der Manesgasse in Vinohrady und dort konnte ich meine Sorgen loswerden. (...) Er war ein scharfer, lebendiger Geist, einer, der gerne und laut lachte, und einer, dessen Gefühle durch und durch echt waren. Sein Los trug er mit größter Würde und Überlegenheit.

Johannes Urzidil: Brief an Štěpánka Novotná (26.09.1969)

OSKAR BAUM
Das Rassein

Eine durch merkwürdige Umstände bisher nicht bekannt gewordene wissenschaftliche Entdeckung von unabsehbaren Folgen wird soeben durch Veröffentlichungen eines deutschen Flüchtlings im Ausland zum Gesprächsstoff in aller Welt. Der Bericht klingt so abenteuerlich, als wäre er einem posthumen Jules-Verne-Roman entnommen.

Ein deutscher Gelehrter, dessen Name aus begreiflichen Gründen nicht leicht festzustellen sein wird – er soll Franz Höckerle geheißen haben, seine Abhandlungen zeichnete er Hamesius – hat nach Jahrzehntelangen Versuchen unter den schwierigsten Bedingungen und Entbehrungen inmitten wilder Stämme Australiens und Innernafrikas ein Präparat gefunden, das, unterstützt von Bluttransfusionen und Blut-Erneuerungsmethoden, mittels Injektionen und Diät die Rasse umwandeln kann. Erst gelang es bei Kindern, dann aber auch bei Erwachsenen jeden Alters mit verblüffender Vollkommenheit. In krisenhaftem, von Fieber begleitetem Kampf der ganzen Konstitution verändert sich Hautfarbe, Gesicht, Gestalt, Temperament . . . Neger werden Weiße, Eskimos werden Neger oder Mongolen und umgekehrt. Dabei besteht nicht die geringste Möglichkeit einer Gesundheitsbeeinträchtigung – im Gegenteil! Alle Krankheitskeime, besonders die ererbten, werden zugleich ertötet. Es ist ein verjüngender Prozess, der bei Erhaltung höher entwickelten Intellekts dem einstigen Naturzustand der betreffenden Rasse körperlich nahekommt.

Umwälzende Großtaten der Menschheitsgeschichte begegnen trotz allen anfänglichen Schwierigkeiten im entscheidenden Moment doch immer günstigen Bedingungen. So dachte der Professor begeistert, als er beim Wiederbetreten heimatlichen Bodens erfuhr, dass eben Hitler die Regierung übernommen und die nationale Revolution endlich die grundlegende Bedeutung der biologischen Rassenfrage zur Richtlinie der Politik gemacht hatte. Der Professor gönnte sich nicht, erst seine Familie in Hildesheim zu besuchen. Er fuhr noch in der Nacht nach seiner Landung in Bremerhaven nach Berlin. Mit der unbeugsamen Energie, die ihn in seinen Forschungen zum Erfolg geführt hatte, gelang es ihm schon in den ersten Tagen, wenn auch nicht zur mündlichen Darlegung seiner Vorschläge, so doch zur Überreichung eines ausführlichen Memorandums in die durch das überraschende neue System nervösen Büros der Ministerien vorzudringen. In dieser Zeit hatten freilich viele Leute Ideen zur Neugestaltung von Reich und Gesellschaft und so hätte er wohl lange auf Antwort warten müssen, wenn sein Tatendrang ihn hätte ruhen lassen. Aber er hielt, durch einen ehemaligen Fakultätskollegen eingeführt, im Verein für Rassenhygiene, einem kleinen Gelehrtenzirkel, einen Vortrag über den »einzigsten Weg, die ungeheure Gefahr fremdrassiger Einflüsse mit einem Schlag für immer zu beseitigen«. In flammender Beredsamkeit anhand vergleichender Tabellen und Lichtbilder legte er die Möglichkeit dar, nicht nur alle Dreiviertel-, Halb- oder Viertelarier und Volljuden – auch die östlicher Herkunft – in Germanen vom vollgültigsten nordischen Typus zu verwandeln, sondern auch jene, die ohne äußere Merkmale (Nase, Haar, Matrikelschein usw.) nur durch geistige Anzeichen wie durch marxistische Gesinnung jüdischen Blutes verdächtig sind. Keinen Hochschullehrer, Künstler, Arzt oder Rechtsanwalt, ja nicht den geringsten Angestellten braucht man wegen seiner Abstammung zu entlassen, keinen Kaufmann zu boykottieren. In verbürgter Einheit und Reinheit wird das neue Reich seiner großen Zukunft entgegensehen . . .

Die Zuhörer lächelten – lachten. »Bei dem von Tropenstrapazen früh gealterten Männchen mit dem gelblichen Gesicht hat es geschnappt«, dachten sie. Aber als er im Filmstreifen die Verwandlung des Hottentotten, Kaffern oder Buschmanns in einen Engländer von reinstem Typus oder in einen Chinesen, einen Indianer mit allen Zwischenstadien vorführte, verbreitete sich ein fast lähmender Schrecken des Erstaunens. Im Triumph, den der Professor in dieser Verblüffung genoss, schloss er mit der Ankündigung, den Vor-

trag in den nächsten Tagen in einer großen Volksversammlung zu wiederholen.

Am folgenden Morgen erschienen in seinem bescheidenen Hotelzimmer Beamte der Polizei und Hilfspolizei und nahmen ihn in Schutzhaft. Er begriff es nicht. Sie sprachen von der bedrohlichen Volksverregung über den Dünkel seiner irreligiösen Pseudo-Wissenschaft, die in die gottgewollte Weltordnung einzugreifen wagte.

Im Konzentrationslager unter besonders scharfer Bewachung gehörte er zu jenen Hartnäckigsten, Unverbesserlichen, denen trotz aller Mühe der Instruktoren nicht beizubringen war, dass und wodurch sie der nationalen Revolution Schaden zufügten oder zufügen wollten. Es war, als ob er das Zutrauen zu der Bedeutung der Worte verloren hätte.

»Was für einen Sinn hätte die Revolution«, erklärte man ihm, »wenn jeder bliebe, wo er war, sich nichts ändern würde, niemand verdrängt würde?«

»Aber es würde doch das arische Ideal, ein Staat mit einer einzigen Klasse vollgültiger Bürger . . .«

»Und wo bliebe der Unterschied zwischen unseren alten getreuen Anhängern und den verruchten Feinden?«, fragte man mit überlegenem Lächeln.

»Die Feinde würden verwandelt; sie wären es nicht mehr.«

»Na also, sehen Sie!«, überführte man ihn ungeduldig, »was würde sich für unsre Getreuen ändern?«

»Gemeinnutz geht doch jetzt vor Eigennutz!«, rief da der Professor strahlend, weil er endlich das erlösende Wort gefunden zu haben glaubte.

Da schüttelte man betrübt den Kopf und merkte, dass man ihn an die falsche Stelle geführt hatte, und schaffte ihn ins Irrenhaus.

Der entflohene Mitgefahrene, dem wir diese Mitteilungen verdanken, hat auch einige Aufzeichnungen des Professors Höckerle-Hamesius mit hinausgeschmuggelt, die seinen Bericht vollinhaltlich belegen, aber nicht hinreichen, die Zusammensetzung des Rasseinpräparats und die Methoden seiner Anwendung zu rekonstruieren.

Oskar Baums Satire Das Rassein erschien am 15. August 1933, also ungefähr ein halbes Jahr nach der sogenannten Machtergreifung, in der Prager Presse, eine Kurzfassung wurde drei Monate später unter dem Titel Das erlösende Mittel in der Exilzeitschrift Neue Deutsche Blätter veröffentlicht, in der Rubrik Glossen, Anmerkungen, Ausschnitte. Diese gelangte zu bescheidener Bekanntheit, während die stärkere ungenügende Fassung völlig unbeachtet blieb, obwohl es sich bei dem Text um eine der bemerkenswertesten frühen literarischen Reaktionen auf die nationalsozialistische Diktatur handeln dürfte. Dies ist bezeichnend für die unverdient geringe Nachwirkung des Autors.

Nicht bloß Das Rassein, sondern viele von Baums Geschichten, darunter einige seiner besten, wurden nur in Zeitungen publiziert, fanden also nicht den Weg in das nachhaltigere Rezeptionsprozesse begünstigende Medium Buch. Dies hat sicher dazu beigetragen, dass Oskar Baum, trotz seines Renommes zu Lezeiten, heute der vielleicht am wenigsten bekannte von Kafkas schreibenden Freunden ist.

Bereits 1922 setzte er sich in einer umfangreichen Buchbesprechung (Der natürliche Hass) mit den Themen Chauvinismus und Rassismus auseinander und konstatierte da, dass die eigentlich leicht zu widerlegende Rassenideologie Argumenten nicht mehr zugänglich war. Darum musste es für ihn äußerst beunruhigend sein, als 1933 eine von einer antisemitischen Rassenideologie motivierte chauvinistische Partei im Nachbarland Deutschland an die Macht kam.

Das Rassein war nicht seine einzige literarische Antwort auf den Rassenhass der Nazis. Den Antisemitismus als Wahnsystem thematisierte er in der 1934 veröffentlichten Geschichte Kann Blut auch lügen? Sie geht aber entgegen der 1922 formulierten Diagnose gut aus: Der irritierend kultivierte Rassist kommt schließlich doch noch zur Vernunft. Von der christlichen Wurzel des Antisemitismus, dem Antijudaismus, erzählt die historische Novelle Der abgewendete Fluch.

Ulrich Kölker: Caerulea (Auszüge)

Beim Mittagessen unterhielten wir uns über Spiele und kamen dabei auf die *Black Games*. Shamsha fragte, ob jemand schon mal was aus der Reihe ausprobiert habe, und wie sich herausstellte, hatte Jetmir (wer sonst?) das tatsächlich getan.

»Aus Neugier und um mir ein eigenes Bild machen zu können«, erklärte er.

»Wie hieß denn das Spiel?«, fragte Patrycja und Jetmir sagte: »*Kehlengold*.«

Die *Black Games* kamen in den 2030er Jahren auf den Markt, in jener Zeit also, für die sich die Bezeichnung Vorchaosjahre etabliert hat. Sie waren schon damals hoch umstritten, galten als zynisch, dekadent und jugendverderbend, hatten aber auch eine verschworene Fangemeinde. Nach dem Zwanzigjährigen Chaos existierte die Firma, die sie herausgebracht hatte, nicht mehr, aber auch wenn die diese turbulente Zeit überstanden hätte, die *Black Games* hätte sie wohl kaum weiter vertrieben. Dennoch waren diese berühmt-berücktigten Spiele auch Jahrzehnte später noch nicht vom Markt verschwunden. Sie wurden auf Second-Hand-Plattformen angeboten, es kursierten Kopien im Netz und man konnte sie online spielen.

In *Kehlengold* machte man, wie uns Jetmir erzählte, Jagd auf Singvögel. Deren Kehlen enthielten, in organische Verbindungen eingebaut, Gold. Wenn man es chemisch heraustrennte, erhielt man eine winzige Menge des wertvollen Minerals. Um auf die handelsübliche Feinunze zu kommen, musste man eine vierstellige Zahl von Vögeln töten. Man holte sie mit der Flinte vom Himmel, fing sie mithilfe von Netzen, Schlingen und Leimruten oder setzte vergiftetes Futter ein.

Ab dem dritten Level konnte man auch andere für sich arbeiten lassen, Anlernkräfte aus dem Heer der Unqualifizierten, die hohe Arbeitszeiten wie auch schlechte Bezahlung akzeptierten und sich den Luxus moralischer Bedenken nicht leisten konnten. Die Zahl der Beschäftigten nahm von Level zu Level zu, womit sowohl der eigene Wohlstand als auch der ökologische Schaden, den man anrichtete, wuchs.

Ab dem fünften Level konkurrierte man mit anderen in der Goldgewinnung Täglichen, ab dem zehnten betrieb man Lobbying und Greenwashing, freundete sich mit Politikern, Zeitungsverlegern, Staranwälten und Unterhaltungskünstlern an. Als männlicher Spieler konnte man auf jedem dritten Level seine Partnerin gegen eine jüngere und attraktivere vertauschen; Spielerinnen dagegen hatten, wenn sie höhere Level erreichten, Beziehungen mit begehrten Männern aus dem Popbereich und dem Spitzensport.

»Wie weit bist du denn gekommen?«, fragte Patrycja.

»Ich weiß es nicht mehr so genau«, sagte Jetmir. »Bis zum sechsten oder siebten Level, glaube ich, aber dann hatte ich von dem Spiel genug. Nebenbei bemerkt, hatte ich auf die weiter oben auf mich wartenden Freundschaften auch nicht die geringste Lust.«

»Wie fühlt man sich denn, wenn man das spielt?«, wollte Shamsha wissen.

Jetmir strich mit dem Zeigefinger nachdenklich die Symmetriachse seines Barts entlang. »Meine Gefühle waren ziemlich gemischt«, entgegnete er. »Natürlich war ich mir der moralischen Verwerflichkeit meines Tuns permanent bewusst, trotzdem packte mich immer wieder der Ehrgeiz, und wenn ich ein neues Level erreichte, stellte sich ein Gefühl des Triumphs ein.«

»Was, wenn es den Entwicklern des Spiels gerade um diese gemischten Gefühle ging?«, sagte ich. »Wenn es ihre Intention war, bei den Spielern ein Nachdenken über sich selbst, über die eigenen Gefährdungen, die eigene Korrumperbarkeit durch das destruktive System in Gang zu setzen?«

Shamsha nickte. Genau das habe sie sich auch gerade gefragt, sagte sie.

»Na ja, wenn die *Black Games* als pädagogische Serious Games gedacht gewesen wären«, meinte Patrycja, »wäre der

Ruf der Reihe doch wohl ein anderer.«

»Ich weiß nicht, als was sie gedacht waren«, sagte Jetmir. »Diese Spiele haben, das liest man immer wieder, etwas irriternd Uneindeutiges, aber vielleicht macht ja gerade das sie interessant. Wenn die pädagogische Absicht unübersehbar wäre, wären sie vermutlich längst verschwunden; wenn man sie als zynischen Dreck abtun könnte, aber wohl auch.«

»Sie sind in einer seltsamen Zeit herausgekommen«, fuhr er nach kurzem Zögern fort. »Die Katastrophe war absehbar, trotzdem hat in den meisten reichen Ländern nur eine geringe Bereitschaft zu echten Verhaltenskorrekturen bestanden. Von den über Jahrhunderte eingeübten Denkmustern einer Religion geprägt, für die das Bekenntnis mehr als alles andere zählt, hat sich die Mehrheit in diesen Ländern damit begnügt, ökologisches Bewusstsein zur Schau zu stellen und lautstark das Versagen der politischen und ökonomischen Eliten zu beklagen; das ökologische Handeln hat sie die zehn, fünfzehn Prozent Konsequenzen überlassen. Und dann gab es noch die Minderheit der eine trotzige Jetzt-erst-recht-Haltung an den Tag legenden Lebenssilverteidiger. Unter den von den *Black Games* Begeisterten waren wohl viele, die zu diesen vom Konsumkapitalismus komplett infantilisierten gehörten. Ob die Entwickler der Spiele die im Sinn hatten oder doch eher die so sehr zum Selbstbetrug neigende Majorität, darüber kann man nur spekulieren.«

Patrycja stieß einen langen Seufzer aus und erklärte, jetzt brauche sie etwas garantiert Harmloses: Vielleicht sollten wir eine Runde *Cosmic Gardeners* spielen. Wie wir uns das nun aber etwas genauer anschauten, fanden wir das Spiel gar nicht mehr so harmlos. Es wurde da in extrasolare Ökosysteme eingegriffen, als gehörte uns Menschen der ganze Kosmos. Wir spielten also nicht, sondern zogen uns, was mir nur recht war, nach dem Essen in unsere Räume zurück.

Die Tropen, welche heute an der Reihe waren, warteten mit zederngroßen buntblättrigen Gewächsen auf und mit diese bewohnenden akrobatenhaften doppelnasigen Tieren, mit großen, langstielen, camouflageartig gemusterten Kelchen, in denen es von hydrophilem Leben wimmelte, mit zwischen breiten Blättern hängenden und von summenden Jaspissen und Opalen umschwirrten nachtblauen Glocken, mit teller-großen flammend roten Blüten, in denen etwas Kleines, Kupferfarbenes nach allem, was sich auf ihnen niederlassen wollte, schnappte.

Patrycja und ich sahen Pagodenartiges aus Holzg-Festem und patinagrünem Blattwerk, in dem sich langgliedrige, großäugige Tiere mit somnambuler Langsamkeit auf und ab bewegten, etwas wie einen großen lachsfarbenen Mund mit schwelenden Lippen, zwischen denen wie poliert schimmern des Dunkles vielfüig hervorkrabbelte, an Stämmen wie auch in Astgabeln sitzendes und an Fruchtkörper von Pilzen erinnerndes Amorphes, das aber Atembewegungen machte und beim Ausblasen der Luft einen bläulichen Nebel entließ.

Wir sahen wie aus Sand modellierte Gesichter und wie aus Harz gegossene Früchte, wie skarifizierte lilane Leiber und wie zu Zöpfen geflochtene blaugrüne Wurzeln. Wir sahen wie Fühler aus Stirnen wachsende Ärmchen und wie Falterflügel vieläugig blickende Blätter, sich teleskopartig streckende zarte Hälse und sich in Gelenken biegende sehnige Äste. Wir sahen ineinander verschlungene mondgraue Hörner und Ketten aus braunvioletten fetten Beeren, lange gelbe, quer geriffelte Röhrenzungen und fünf-, sechs-, siebenfingrig greifende blassblaue Ranken.

Irgendwann brauchten unsere Augen wie bei einem langen Museumsbesuch Erholung und da waren wir froh, dass Essenszeit war. Wir riefen die Drohnen zurück und aßen bei ausgeschaltetem Monitor unsere Sandwiches und Salate. Eine gute Viertelstunde lehnten wir dann noch mit geschlossenen Augen schweigend aneinander, bis uns Jetmirs Lautsprecherstimme aus unseren Träumereien riss.

»Was ist das denn?! Haben die Sex?!«, rief Patrycja, als uns die Drohnen am schon fortgeschrittenen Nachmittag bei der Erkundung eines höher gelegenen Waldgebiets Bilder von einer Lichtung und einer Gruppe sich dort aufhaltender bunt geschuppter rundlicher Vierbeiner sendeten.

»Das muss das Vorspiel sein«, erwiderte ich, denn was wir zu sehen bekamen, schaute ganz danach aus. Das eine der beiden miteinander beschäftigten Tiere, wir sahen es als männliches Exemplar an, hatte sein Gesicht in den Schoß des anderen, mutmaßlich weiblichen, gedrückt und das gab Laute von sich, denen wir entnehmen zu dürfen meinten, dass es Lust empfand.

»Der hat eine kundige Zunge«, murmelte Patrycja anerkennend. »Wie du.«

Wir waren gespannt, wie es weiterging, und ich dachte so etwas wie: Vielleicht kommt ja noch der eine oder andere für dich schmeichelhafte Vergleich. Wie überrascht waren wir aber, als dem »Präludium« nichts mehr folgte und die beiden Tetrapoden sich nach ein paar Minuten wieder trennten.

Wenig später wurden zwei andere Tiere aus der Gruppe auf die gleiche Weise aktiv und auch bei ihnen blieb es bei dem, was wir als Vorspiel interpretiert hatten, in Wahrheit aber, wie mir nun schlagartig klar wurde, bereits der Sexualakt selbst war.

»Die Zunge ist das Zeugungsorgan!«, rief ich. Die Vorstellung erregte mich und das war wohl auch nicht zu überhören.

»Ja, du hast recht«, erwiderte Patrycja verblüfft. Und schickte nach einer winzigen Pause in vergnügtem Ton »Eine interessante Lösung!« hinterher.

»Aber irgendwie auch naheliegend«, entgegnete ich. »Das männliche Genital befindet sich dort, wo die meisten Sinnesorgane sitzen.«

»Die Männchen dürften darum auf jeden Fall immer ganz bei der Sache sein«, meinte Patrycja.

»Ja, das glaube ich auch«, sagte ich. Und dachte: Hätten wir ihre sexuelle Anatomie, wäre uns das Gefühl, wie abgetrennt zu sein von dem Teil, der den Akt vollzieht, vermutlich ganz unbekannt.

OSKAR BAUM Gedanken zum Tage

Wer am wenigsten versteht, dem fällt es am leichtesten, scharf und bestimmt zu urteilen, weil er nicht merkt, wie viel gegeneinander abzuwegen ist. Seltsam nur, dass – in der Kunst wie in der Politik – ein solches zu Oberflächlichkeit und Einseitigkeit mit unbearbaren Mut entschlossenes Urteil immer das größere Gewicht hat.

Panthomo Verlag
Waldweg 66a
48163 Münster
post@panthomo.de
www.panthomo.de

Die Bücher des Panthomo Verlags werden im Print-on-Demand-Verfahren hergestellt. Sie können sie über jede Buchhandlung, bei Online-Buchhändlern wie z. B. Hugendubel und Thalia wie auch direkt im BoD Buchshop (<https://buchshop.bod.de>) bestellen.

Über Neuerscheinungen hält Sie die Website des Panthomo Verlags (www.panthomo.de) auf dem Laufenden.

Manuskriptzusendungen bitte nur per E-Mail an post@panthomo.de. Beachten Sie die Hinweise auf der Verlagswebsite.

Nicht im Kreis, sondern in der Spirale läuft das Leben. Das können wir an der Entwicklung der Epochen wie der Tage von einem Morgen zum andern beobachten. Alles kehrt zu seinem Ausgang zurück, aber – wenn man genauer hinblickt, erkennt man: Es ist doch um ein Geringes weiter gekommen, höher gerückt. Die Erkenntnis wirkt sich freilich nur fruchtbar aus, wenn, von der ewigen Rückbewegung nicht entmutigt, der Schwung des Anfangs ewig gleich bleibt.

Misserfolg, Niederlage bedeuten nur dann Vernichtung, wenn sich Hoffnung und Kraft lähmen lassen. Das Getane wird erst vergeblich, wenn man nicht wieder beginnt.

Nur die Schuldigen wissen, wie schrecklich das Böse ist. Wie wäre es auch anders zu erklären, dass sie eine so unbewegliche Geringschätzung den Unschuldigen gegenüber empfinden?

Der Glückliche glaubt immer eher an einen lenkenden Gott, also an Gnade, an unverdiente Gnade: der Unglückliche eher an eine gottlose, im Gefälle von Ursache und Wirkung blind abstürzende Welt, also an eigenes Verschulden oder an mechanische Notwendigkeit. So bescheiden ist der Mensch in Wirklichkeit.

Ein Leserbrief

Mit lebhaftem Interesse habe ich neulich Ihr Referat über einen Vortrag gelesen, welchen Oskar Baum über Max Brod gehalten hat. Die beiden Namen sind ja in Prag recht bekannt, denn beide Schriftsteller sind fleißig und begabt. Aber ist es nicht etwas verfrüht, wenn ein Fünfundzwanzigjähriger coram publico die Weltanschauung eines anderen Fünfundzwanzigjährigen erörtert? Die beiden Schriftsteller sind doch zweifellos noch in der Entwicklung begriffen und stehen noch nicht an einem Punkte, von dem aus sie ein wirkliches Resultat, etwas Positives überblicken können. Auch ist die Originalität nicht so erschütternd, dass man bereits ein größeres Publikum zusammenrufen muss, um sie zu analysieren. Ich möchte durchaus nicht die beiden jungen Talente herabsetzen, aber ich glaube, dass unsere heutige Jugend an dem Fehler der Selbstüberschätzung in ganz besonderem Maße leidet. Die Jugend soll sich anfeuern, aber nicht anfeiern. Das »Werk« der beiden Schriftsteller ist ja, wie sie selbst hoffen, noch lange nicht fertig. Möge Kritik und Publikum die einzelnen Produktionen junger Schriftsteller mit Aufmerksamkeit und förderndem Wohlwollen begleiten, mögen die Schriftsteller sich aber ein wenig in Geduld fassen.

Prager Tagblatt, 25.12.1908



Alle Texte in der Panthomo-Post, für die kein Verfassernname angegeben ist, von Ulrich Kölker.

Nachdruck der Artikel und der noch nicht gemeinfreien literarischen Texte wie auch ihre Verbreitung im Internet nur mit Erlaubnis des Verlags. Entsprechendes gilt für die Verwendung urheberrechtlich geschützter Bilder.

© 2025 Panthomo Verlag

Wenn Sie die kostenlose Panthomo-Post regelmäßig erhalten möchten, teilen Sie uns dies bitte per E-Mail (post@panthomo.de) mit. Möchten Sie das PDF-Magazin wieder abbestellen, wählen Sie bitte den gleichen Weg.

Die Panthomo-Post wird vorraussichtlich zweimal im Jahr erscheinen.